

Benjamin  
Stein

---

Die Leinwand

---

*Jan Wechsler \**



---

*\* Für gewöhnlich öffnen wir am Schabbes nicht die Tür, wenn es läutet. Familie und Freunde würden nicht klingeln. Sie wären angemeldet und würden, um die vereinbarte Zeit herum, auf der gegenüberliegenden Straßenseite warten, so dass man sie vom →*

---

Zwei Hauptwege und verschlungene Nebenpfade führen durch diesen Roman. Hinter jedem Cover befindet sich je ein möglicher Ausgangspunkt für das Geschehen. Es ist Ihnen überlassen, wo Sie zu lesen beginnen.

*Roman C.H.Beck*



Benjamin  
Stein

---

Die Leinwand

---

*Roman C.H.Beck*



---

Zwei Hauptwege und verschlungene Nebenpfade führen durch diesen Roman. Hinter jedem Umschlag befindet sich je ein möglicher Ausgangspunkt für das Geschehen. Es ist Ihnen oder auch dem Zufall überlassen, wo Sie zu lesen beginnen. Sie können der Erzählung bis zur Mitte des Buches folgen, es dann wenden und am anderen Ausgangspunkt weiterlesen. Um einem der Nebenpfade zu folgen, wenden Sie einfach nach jedem Kapitel das Buch und lesen Sie im anderen Strang weiter, wo Sie zuvor unterbrochen haben. Sie können sich jedoch auch Ihren ganz eigenen Weg suchen.



---

*Jan Wechsler*

---

*willst du den hohlweg nehmen  
oder den fluss? (den fährmann  
zahlt niemand mit liebe)*



# 1

Für gewöhnlich öffnen wir am Schabbes nicht die Tür, wenn es läutet. Familie und Freunde würden nicht klingeln. Sie wären angemeldet und würden, um die vereinbarte Zeit herum, auf der gegenüberliegenden Straßenseite warten, so dass man sie vom Fenster aus sehen und nach unten gehen kann, um sie ins Haus zu lassen.

Das hat der Ewige geschickt eingefädelt: Beim Essen und am Schabbes merkt man, dass man unter Fremden lebt, im Exil. Die katholischen Nachbarn hängen keine Wäsche auf am heiligen Sonntag, würden sich aber kaum davon abhalten lassen, einen Brief zu schreiben oder nach der Messe mit dem Auto ins Grüne zu fahren. Die Studenten aus der WG eine Treppe tiefer haben von Gott, fürchte ich, nur eine ganz ungefähre Ahnung. In deutschen Großstädten ist er nicht wirklich in Mode. Von einem, der so ausgefeilte, einschränkende Forderungen an Menschen stellt wie Schabbes zu halten, will man hier heute lieber nichts Genaueres wissen.

Natürlich gibt es Ausnahmen, José Molina beispielsweise, ein leicht übergewichtiger, ungemein freundlicher Musiker, der mit seinem Freund in der Wohnung neben uns wohnt. Wir haben nie gefragt, woher er kommt. Mir gefiel immer die Vorstellung, er sei Exilchilene. Das hat natürlich etwas mit seinem Namen zu tun, mit dem *«Kuss der Spinnenfrau»* und seinem Akzent, der geographisch schwer einzuordnen ist. Wenn ich auch unsicher bin, woher Molina stammt, weiß ich doch, dass er weit gereist ist und einige Jahre in New York

verbracht hat. Er lebte in Brooklyn in einer vorwiegend jüdischen Gegend. Das haben wir erfahren, als wir ihn eines Freitags bitten mussten, unsere neue Waschmaschine für uns in Empfang zu nehmen. Sie hätte am frühen Vormittag geliefert werden sollen, war kurz vor Schabbes-Eingang aber noch immer nicht eingetroffen.

Molina kannte sich bestens aus. Er gab den Waschmaschinenträgern alle nötigen Anweisungen, unterschrieb den Lieferschein und ließ den beiden sogar ein Trinkgeld zukommen. Bei alledem hatten wir ihm nichts erklären müssen. Er lachte nur und meinte: Dass ich hier in Deutschland noch einmal als Schabbes-Goy nützlich sein kann, hätte ich mir nicht träumen lassen.

Nachbarn wie José Molina sind selten. Will man hierzulande Schabbes halten, muss man sich eine Trutzburg bauen. Setzt man den Fuß vor die Tür, betritt man bereits ein religiöses Minenfeld, und nicht weniger gefährlich ist es, wenn jemand von außen hereintritt – indem er klingelt, am Schabbes, an unserer Tür.

Ich habe es meiner Frau zu verdanken, dass ich mich von solchen Situationen nicht mehr in die Enge treiben lasse. Mach einfach nicht auf, sagte sie, als ich wieder einmal einen Postboten hatte abwimmeln müssen, weil ich weder das Paket entgegennehmen noch dessen Empfang hätte quittieren können.

Wie erklärt man sich in so einem Moment? Mich bringt das furchtbar ins Schleudern. Ich komme mir vor wie ein Idiot. Es ist mir peinlich. Und obendrein schäme ich mich, dass es mir peinlich ist. Peinlich, einem wildfremden Menschen zu erklären, was Schabbes ist, *dass* Schabbes ist und dass ich

deswegen das Paket nicht annehmen, ihn aber auch nicht auffordern kann, es wieder mitzunehmen.

Wenn ich peinlich berührt bin, werde ich unfreundlich. Und meine Unfreundlichkeit in solchen Momenten ist nun wiederum meiner Frau unangenehm. Also bleibt die Tür zu, wenn es am Schabbes klingelt.

Sie wäre auch gestern verschlossen geblieben, hätte ich nicht gerade mit meinen Kindern auf dem Flur herumgetollt, und zwar so laut, dass man das Bolzen und Kichern bis ins Treppenhaus hören konnte. Die Tür wäre geschlossen geblieben, hätte der Mann, der zu uns wollte, vor der Haustür und nicht bereits vor unserer Wohnung gestanden und also geklopft und gerufen, wir sollten doch öffnen. Ihn zu ignorieren, obwohl er wusste, dass jemand da ist, schien mir dann doch zu unhöflich. Und so öffnete ich die Tür.

Im Treppenhaus wartete – wie konnte es anders sein – ein Kurier. Er wirkte genervt. Ein Paket oder einen Brief konnte ich nicht entdecken. Aber einen Koffer hatte er dabei und das unvermeidliche Schreibbrett mit der Quittungsliste, die auf meine Unterschrift wartete, die ich nun wiederum würde verweigern müssen. Ich sagte jedoch erst einmal nichts.

Er komme vom Flughafen, erklärte der Kurier. Die Fluggesellschaft bedauere, dass es so lange gedauert habe. Doch mein Koffer habe sich nun endlich angefundnen. Da sei er. Ich müsse das nur quittieren. Dann könne er weiter. Er habe noch eine lange Tour.

Ich atmete auf. Dieses Mal ließ sich das Problem ganz einfach lösen. Wenn man die enormen Sicherheitsmaßnahmen am Ben-Gurion-Airport in Tel Aviv bedenkt, wo nicht nur jeder eingeachte Koffer, sondern auch jedes Handgepäck-

stück mit einem Barcode-Aufkleber versehen wird, scheint es ein Ding der Unmöglichkeit, dass auf einem Flug von dort oder nach dort ein Gepäckstück verloren geht und irgendwo herrenlos darauf wartet, wiedergefunden zu werden.

Ich vermisse keinen Koffer, sagte ich.

Das kann nicht sein, erwiderte der Kurier. Warten Sie, hier steht es: 7. Januar, TUIfly Tel Aviv–München. Sie haben den Verlust angezeigt.

Daran konnte ich mich nicht erinnern. Es müsse doch nachprüfbar sein, sagte ich, dass ich nur einen Koffer eingechekkt habe.

Damit habe er nichts zu schaffen, meinte der Kurier. Er stelle die Gepäckstücke nur zu, wenn sie sich wieder angefundnen hätten. Und das täten sie in der Regel, wenn es mitunter auch Wochen dauere. Manche Koffer, sagte er, reisen zwischenzeitlich durch die halbe Welt, weil sie versehentlich in andere Flugzeuge verladen wurden.

Wie auch immer, versicherte ich: Der Koffer gehört mir nicht.

Blödsinn, schimpfte der Kurier. Dass er sauer wurde, verstand ich sogar, denn er zeigte mir den Adressanhänger, der ganz den Eindruck machte, als sei er handschriftlich von mir selbst ausgefüllt worden.

Ich besah mir das Gepäckstück ein wenig genauer. Es handelte sich um einen Pilotenkoffer, schwarz, vermutlich Kunstleder mit aufgenieteteten bronzefarbenen Code-Schnappschlössern.

Aber die Schlösser sind ja aufgebrochen!, sagte ich.

Ja, räumte der Kurier ein. Auch das bedauere die Fluggesellschaft. Aber es gebe da keine Ausnahmen. Zoll und

Grenzschutz müssten alle Gepäckstücke inspizieren, die verloren gemeldet wurden und wieder auftauchen. Das würde mir in dem Begleitschreiben auch alles erklärt. Ich solle das dann später lesen, denn er hätte wirklich keine Zeit, mir das jetzt alles auseinanderzusetzen.

Ich bin nur der Kurier, wissen Sie, ließ er sich, ein ganz klein wenig verzweifelt nun vielleicht sogar, vernehmen. Wenn Sie sich beschweren wollen, rufen Sie diese Nummer hier an. Und er zeigte auf eine mit 0180 beginnende Rufnummer im Briefkopf des Begleitschreibens, das ich allerdings ebenso wenig in Empfang nehmen wollte wie den Koffer selbst.

Zu allem Überfluss waren nun auch meine Kinder neugierig geworden. Sie schielten durch die offene Wohnungstür auf den Koffer.

Sind da Geschenke drin, Papa?

Was für Geschenke?

Na, die vielen Geschenke, die du in Israel für uns gekauft hast!

Die habt ihr doch schon bekommen!

Aber schau, Papa, in dem Koffer sind doch bestimmt noch mehr Geschenke drin. Das ist toll!

Ja, Kinder, sagte der Kurier, der Koffer ist bestimmt voll mit Geschenken für euch, und euer Papa hat euch nur nichts sagen wollen, weil der Koffer verloren war. Aber wir haben ihn gefunden, und ich habe ihn hergebracht, mit allen Geschenken drin. Da fehlt nichts.

Hätte mir jemand davon erzählt, ich hätte nicht geglaubt, zu welch hinterhältigen Tricks Kuriere zu greifen bereit sind, um einen Koffer loszuwerden.

Mein Sohn war nicht mehr zu halten. Er sprang aufgeregt um den Koffer herum, verlor das Gleichgewicht und fiel hintenüber dumpf gegen die Tür unseres Nachbarn Molina, der drinnen auf seiner Geige übte. Ich musste unbedingt das Kräftegleichgewicht wiederherstellen und griff ebenfalls zu einer List.

Geht doch mal rein, sagte ich zu den Kindern, und fragt die Mama, ob sie noch eine Nachspeise für euch hat.

Das funktionierte. Die Kinder flitzten johlend in die Wohnung. Allerdings half mir das nichts. Denn kaum waren sie weg, öffnete José Molina, die Geige in der Hand, die Tür.

Er meinte wohl, ich hätte geklopft. Ich bemerkte das sympathische Leuchten in seinen Augen, das ich schon von jenem Waschmaschinen-Freitag kannte. Mit einem Blick hatte er die Situation erfasst.

Ach, sagte er, Ihr Koffer ist gebracht worden! Und gleich wandte er sich an den Kurier und fragte, ob er das nicht für mich quittieren könne. Er gehöre quasi zur Familie.

Natürlich, sagte der Kurier erleichtert und hielt ihm flugs das Schreibbrett hin. Molina setzte seine Unterschrift auf die Liste, nahm den Koffer, trug ihn ungefragt über unsere Schwelle und stellte ihn im Flur ab.

Das wär's dann doch, oder?, rief er nach draußen. Doch der Kurier hatte sich schon auf den Weg gemacht. Man hörte ihn, eine halbe Treppe tiefer, murmeln: Leute gibt's! Und ehe ich mich noch erklären konnte, klopfte mein Nachbar mir verständnisvoll auf die Schulter und war eine Sekunde später samt Geige und dem Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben, wieder in seiner Wohnung verschwunden.

Eine Nachspeise nach der Nachspeise gab es nicht. Da ist

meine Frau unerbittlich. Auch Geschenke bekamen die Kinder nicht, worüber sie wirklich enttäuscht waren. Der Koffer steht heute, einige Tage nach seiner Zustellung, noch immer ungeöffnet in meinem Büro. Denn es ist nun einmal tatsächlich so – und ich würde das auch vor Gericht beedigen – dass ich ihn noch nie zuvor gesehen habe.

Aus den Tagen sind Wochen geworden und schließlich Monate. Noch immer steht der Koffer in meinem Büro. Ich habe ihn nicht geöffnet. Er steht direkt neben meinem Schreibtisch, so dass mein Blick unweigerlich auf ihn fällt, wenn ich einmal aufschau von meiner Arbeit, den Blick von Bildschirm und Tastatur löse und zur Seite schweifen lasse. Ich hoffe mittlerweile, er möge irgendwann in seiner Umgebung aufgehen, eins werden mit dem Schreibtisch, zwischen den Büchertürmen verschwinden und unsichtbar werden wie so vieles, das Tag für Tag um uns ist, zur Gewohnheit und irgendwann nicht mehr wahrgenommen wird.

Aber die Hoffnung ist in diesem Fall wohl vergeblich. Dieser Koffer ist so etwas wie ein Stachel in meinem Fleisch, ein Splitter, den man sich einreißt, während man verträumt über einen alten Bootssteg läuft. Ein kleiner Stich nur, der einen aber doch aufschreckt und aus den Gedanken reißt, was in meinem Fall bedeutet, aus der Routine des Träumens gerissen zu werden.

Ich bin Verleger und Autor. Viele Stunden am Tag – manche behaupten gar: ohne jegliche Unterbrechung – bin ich mit Geschichten beschäftigt, mit Biographien, Vorfällen, unerhört oder alltäglich, in jedem Fall aber mit Material, lauter Fetzen Realität, die samt und sonders verdienen, liebevoll

fiktionalisiert zu werden. Oder die bereits fiktionalisiert sind. Niemand wüsste besser als ich, dass die Grenze zwischen Realität und Fiktion in jeder Erzählung mäandernd inmitten der Sprache verläuft, getarnt, unfassbar – und beweglich. Selbst das Wort «Wirklichkeit» führt ins Unwägbarere. Wer könnte sagen, ob es ein Synonym für Realität ist oder nicht doch vielmehr für all das steht, was wirkt – ein sehr subjektives Bild, das mehr vom Auge des Betrachters abhängt als vom Gegenstand, der wahrgenommen wird.

Dass der Koffer hier steht, bedeutet, dass eine Grenze überschritten wurde. Er dürfte nicht hier sein und mich nicht, wann immer mein Blick auf ihn fällt, daran erinnern, dass etwas nicht so ist, wie es sein sollte. Der Splitter steckt in meinem Fuß. Das ist zu ertragen, nicht der Rede wert, wäre da nicht die Notwendigkeit, ihn wieder herauszuziehen, damit die winzige Wunde sich nicht entzündet, und wäre da nicht die kaum zu leugnende Angst vor der kleinen, unbedeutenden Operation, jenen sich dennoch unerträglich dehrenden Augenblicken, wenn man dasitzt und mit Pinzette und desinfizierter Nadel versucht, das winzige Stückchen Holz aus dem Fleisch zu bekommen.

Dass dieser Koffer hier steht, versehen mit einem Adressanhänger, der in meiner Handschrift ausgefüllt ist, dass er hier steht, obwohl ich noch immer der Überzeugung bin, dass er mir nicht gehört und nie gehört hat – das alles ist keine große Sache. Dass ich mich aber davor fürchte, ihn zu öffnen und zu erfahren, was sich darin befindet, ist alles andere als unbedeutend.

Wahr ist, dass ich bereits zweimal in meinem bisherigen Leben einen ganz ähnlichen Koffer besessen habe. Den einen legte ich mir zu, kurz nachdem ich meine erste feste Stelle als Redakteur bei einer Zeitschrift angenommen hatte. Das ist unterdessen gute fünfzehn Jahre her; aber ich erinnere mich noch genau an den Kauf.

Es war mein erster Einkauf in München, wohin ich eben jener Stelle wegen von Berlin gezogen war – vorübergehend, versteht sich. Zumindest sagte ich mir das damals. Als Berliner geht man nicht dauerhaft nach München. Man ist höchstens vorübergehend dort, zu Besuch. Und wenn man sagt, dass man nach Hause fährt, dann meint man auch nach mehreren Jahren des Übergangszustandes noch immer Berlin, selbst wenn man die dortige Wohnung aus Kostengründen aufgegeben hat und das Wochenende im Hotel oder bei Freunden verbringt.

Ich hatte damals weder Auto noch Führerschein, und da ich lange Bahnfahrten noch nie mochte, musste ich fliegen. Von meinem Redakteursgehalt konnte ich mir eine solche Kurzreise über ein verlängertes Wochenende nur einmal im Monat leisten, aber diese Lösung hatte den unbestreitbaren Vorteil eines hohen Komforts.

Was ich unbedingt brauchte, war nun ein Koffer mit den maximal zugelassenen Dimensionen für Handgepäck, der zwar viel fasste, jedoch nicht aufgegeben werden musste, so dass mir am Zielflughafen das leidige Warten am Gepäckband erspart blieb.

Die monatlichen Reisen nach Hause waren nicht der einzige Grund für die Anschaffung meines ersten Pilotenkoffers. Der Job brachte es mit sich, dass ich mindestens einmal pro

Monat für ein oder zwei Tage und manchmal auch eine ganze Woche verreisen musste. Die Konferenzen und Presseveranstaltungen, an denen ich teilnahm, um über die vorgestellten Firmen und Produkte zu berichten, fanden regelmäßig in allen möglichen Großstädten Europas und der USA statt. Auch dorthin ging es per Flugzeug.

Ich war damals fasziniert von elektronischen Gerätschaften, und da ich für eine Computerzeitschrift arbeitete, konnte es nicht ausbleiben, dass ich jeweils mit dem letzten Schrei an Laptops, elektronischen Organizern und Mobiltelefonen ausgestattet war. (Ich wurde nicht ausgestattet. Ich stattete mich selbst aus, was trotz gewisser Presserabatte regelmäßig dazu führte, dass es am Monatsende für den Heimflug nicht mehr reichte und ich, statt nach Berlin zu fliegen, das verlängerte Wochenende nach Redaktionsschluss in meiner Münchner Übergangswohnung mit dem Studieren von Gebrauchsanleitungen und dem Überspielen von Daten auf meine jeweilige Neuanschaffung verbrachte.)

Bei der geradezu emotionalen Bindung an diese technischen Geräte und der beachtlichen Investitionssumme, die sie verschlangen, fiel es mir schwer, mein mobiles Büro den Händen rüder Flugzeugpacker zu überlassen. Ich konnte nicht riskieren, dass etwas beschädigt oder beim Umladen auf Anschlussflüge vergessen wurde und irgendwo auf der Welt verloren ging. Einen Koffer anzuschaffen, der es mir erlaubte, für einige Tage mit nur einem Stück Handgepäck quer durch die Welt zu reisen, war mir daher wichtiger, als etwas zu essen im Haus zu haben. Und so nutzte ich eine der ersten Mittagspausen als Redakteur für den Kauf eben jenes ersten Pilotenkoffers, der dem, der heute hier steht, verblüffend ähnelt.

Er ähnelt ihm, aber er ist es nicht. Denn meinen Koffer damals ereilte ein ähnliches Schicksal wie jenen hier. Auch er ging verloren, als ich ein einziges Mal leichtsinnig gewesen war und ihn aus einer plötzlichen Bequemlichkeitslaune heraus doch beim Check-in für einen Flug von Los Angeles via Atlanta nach München aufgegeben hatte.

Ich bekam ihn zurück. Ein Kurier der Fluggesellschaft brachte ihn mir, wenn auch erst nach zwei endlos langen Wochen der Ungewissheit, bis an die Wohnungstür. Der Zoll hatte den Koffer geöffnet, die Zahlenschlösser waren unversehrt, doch die Wand an einer der Stirnseiten, aus fester, mit Leder überzogener Pappe, war ausgerissen. Es fehlte nichts, und der Inhalt des Koffers war unbeschädigt, nichts von meinem Gepäck verloren gegangen. Der Koffer selbst allerdings war hin.

Ein wirklicher Verlust war es nicht, denn wenige Tage später kündigte ich meine Stelle bei der Zeitschrift. Ich kann mich im Moment nicht erinnern, warum ich damals gekündigt habe. Warum wollte ich, noch dazu ausgerechnet nach dieser Amerikareise, nicht mehr als Redakteur arbeiten? Ich weiß es nicht. Ich muss sogar einräumen, dass ich im Augenblick lediglich annehme, selbst gekündigt zu haben. Sicher bin ich mir nicht.

Ich sehe mich noch, wie ich mit dem lädierten Koffer die Treppen hinabstieg, um ihn in die Mülltonne im Hof zu werfen. Ich hatte dabei das bestimmte Gefühl, dass ich ihn nicht mehr brauchte. Ich würde so bald nicht mehr fliegen. Genau das ging mir durch den Kopf, als ich den Deckel der Mülltonne öffnete. Sie war leer und roch muffig, leicht sauer, wie verdorbene Milch. Es nieselte. Ich erinnere mich deutlich.

Alle Details des Augenblicks sind präsent. Umso unverständlicher ist mir, dass mir partout nicht einfallen will, warum ich bereits an jenem Abend geglaubt habe, der Koffer sei, lädiert oder nicht, entbehrlich geworden.

Vielleicht irre ich mich auch, und ich hatte bereits gekündigt. Oder es hatte einen Vorfall gegeben, der mich fest davon ausgehen ließ, dass es unweigerlich geschehen würde. Das ist ebenso möglich. Eigentümlich. Ich kann mich für gewöhnlich auf mein Gedächtnis verlassen.

Der zweite Pilotenkoffer, den ich nachweislich besessen habe, war ein Geschenk meiner Mutter anlässlich der Gründung meines Verlages. Ich hatte sie in Berlin besucht und ihr von den Neuigkeiten berichtet.

Du wirst ja nun wieder viel fliegen müssen, meinte sie, als sie mir tags darauf das Geschenk überreichte. Dabei wirkte sie eher besorgt als begeistert.

Ich weiß nicht, aus welchen Quellen meine Mutter ihre Informationen über den gewöhnlichen Alltag von Verlegern bezieht. Welchen Jetsetter auch immer sie da vor Augen gehabt haben mag, um den Inhaber eines literarischen Kleinverlages kann es sich unmöglich gehandelt haben. Aber mütterliche Fürsorge hat bekanntlich nicht nur eine unendliche Halbwertszeit; sich gegen sie aufzulehnen, ist darüber hinaus so vergeblich wie ein Kampf mit Naturgewalten. Sachliche Argumentation führt höchstens zu Komplikationen. Immerhin geht es in einem solchen Fall um hehre mütterliche Gefühle, die man besser nicht durch kleinliche Einwände verletzt.

Wow!, der ist wirklich schön, sagte ich. Ich hatte – weißt du noch? – einmal einen ganz ähnlichen.

Natürlich weiß ich das. Aber du kannst dir ja nichts halten. Der ist doch sicher schon völlig heruntergewirtschaftet. Du musst jetzt wirklich mehr auf dein Erscheinungsbild achten. Mit einem völlig abgewetzten Koffer kannst du unmöglich reisen. Was soll man von dir denken? So eine Schlamperie, das wird doch alles gleich auf deine Bücher übertragen und auf die Autoren. Da bist du im Nu erledigt und erledigst die armen Autoren gleich mit. Du bist verantwortlich. Du kannst jetzt nicht mehr nur an dich denken!

Ich bin über vierzig, verheiratet, Vater von zwei Kindern, aber offenbar in den Augen meiner Mutter bis zur Asozialität egozentrisch und vollständig verantwortungslos. Und ein Schlomp. Und überhaupt.

Der Zoll, Mama, hat den Koffer ruiniert, versuchte ich zaghaft einzuwenden.

Ausreden, mein Lieber, die kannst du dir auch abschminken. Bei Büchern, da ist alles schwarz auf weiß und ewig. Da muss es wahrhaftig zugehen. Denke nur an die Presse!

Da habe ich den Faden verloren. Wahrhaftigkeit und Presse, Bücher und Ewigkeit – das bekam ich nicht zusammen. Aber jegliche Erwiderung hätte mich ohnehin nur noch weiter in die Defensive gebracht. Argumentativ ist eine solche Situation nicht aufzulösen. Es muss anlässlich eines ähnlichen Wortwechsels mit meiner Mutter gewesen sein, dass ich doch begonnen habe, meinen jahrelangen Übergangsaufenthalt in München als Dauerzustand zu akzeptieren.

Was nun allerdings das Geschenk meiner Mutter betrifft, behielt sie recht. Er hielt nicht lange. Einige Monate stand er unbenutzt auf dem Dachboden, und ich verstaute ihn schließlich nur ein einziges Mal im Handgepäckfach

eines Flugzeuges, und zwar auf einer Urlaubsreise nach Spanien.

Ich hatte – und das beschreibt meinen Alltag schon eher – einen Stapel unverlangt eingesandter Manuskripte mit in den Urlaub an der Costa Blanca genommen. Beim Einstellen der Kombination für das Zahlenschloss muss mir in der Eile der letzten Urlaubsvorbereitungen ein Fehler unterlaufen sein. Im Ferienappartement angekommen, ließen sich die Schlösser nicht mehr öffnen. Nach etwa einer halben Stunde strategischen, aber vergeblichen Probierens überlegte ich noch kurz; dann opferte ich den Koffer.

Die Manuskripte las ich am Pool oder überflog sie unterm Sonnenschirm am Strand. Ich schrieb eine Handvoll Absagebriefe und ließ den Koffer mit den aufgebrochenen Schlössern samt sorgsam zerkleinertem Inhalt in Spanien zurück. Auf dem Heimflug, ich gebe es freiheraus zu, fühlte ich mich erleichtert.

Das habe ich nie jemandem erzählt. Ich glaube allerdings auch nicht, dass es mir irgendwer übel genommen hätte. Meine Mutter? Die Autoren? Das kann ich mir kaum vorstellen. Dass der Koffer dran glauben musste, war ein Versehen. Mit der Entsorgung der abgelehnten Manuskripte habe ich sicher kein Verbrechen begangen. Und Koffer nehmen, im Gegensatz zu Frauen, keine Rache wegen erlittener Lieblosigkeit.

Wenn mir wirklich jemand am Zeug flicken will und mir den Koffer untergejubelt hat, ist es allemal besser, ihn zu öffnen und mir Gewissheit zu verschaffen. Zurückgeben kann ich ihn ohnehin nicht. Die Fluggesellschaft meint, beweisen zu können, ich selbst hätte ihn in Tel Aviv aufgegeben. Der

Adressanhänger spricht auch nicht gerade für meine Version, ihn noch nie zuvor gesehen, geschweige denn selbst gepackt zu haben. Und wäre das alles auch nicht der Fall, wäre es doch heute, Monate nachdem der Kurier ihn mir zugestellt und mein Nachbar Molina den Empfang quittiert hat, ganz sicher für jede Reklamation zu spät.

Dennoch zögere ich, ihn zu öffnen. Eben noch habe ich mich nicht entsinnen können, warum ich damals meine erste Stelle als Redakteur gekündigt habe, ja, ob ich überhaupt selbst gekündigt habe oder nicht doch entlassen wurde. Es ist mir einfach entfallen. Und nicht nur das. Auch alle Ereignisse und Empfindungen, die zur Beendigung meiner Laufbahn als Journalist geführt oder doch zumindest beigetragen haben müssen, sind aus meinem Gedächtnis wie ausradiert. Normal ist das nicht. Die Vorstellung, dass dies nicht meine einzige empfindliche Erinnerungslücke sein könnte, macht mir Angst.

Es ist eine Sache, sich an Jahre zurückliegende Ereignisse nicht mehr zu erinnern. Und ich räume ein, dass es ungewöhnlich erscheinen muss, wesentliche Tatbestände um eine doch offenbar bedeutsame Weichenstellung in meinem Leben vergessen zu haben. Dass ich mich jedoch wenige Tage nach meiner Rückkehr aus Israel nicht mehr entsinnen sollte, eigens einen Koffer gekauft zu haben, um darin etwas zu verstauen, an das ich mich ebenso wenig erinnern kann, klingt gespenstisch.

Ich könnte mir selbst nicht mehr trauen. Wo war ich wann gewesen? Was hatte ich wann getan und warum? Womöglich suchte bereits der *Schabak* nach mir, weil ich im Heiligen Land eine Leiche zurückgelassen hatte; und lediglich mein

schlechtes Gewissen, mündend in eine Art traumatisch bedingter Amnesie, verhinderte, dass ich mir meines Verbrechens bewusst wurde.

Den Koffer unbesehen im Müll verschwinden zu lassen, ist also ebenso wenig eine Option, wie ihn wieder an die Fluggesellschaft zu übergeben. Auf diese Weise werde ich nie Gewissheit bekommen, die Wahrheit nie erfahren und fortan Tag für Tag mit der Befürchtung leben müssen, womöglich ein Mörder zu sein, dessen Täterschaft lediglich noch unentdeckt geblieben ist.

Ganz gleich, wie sehr man sich verweigert, wie lange und wie stark man angekämpft hat gegen den Impuls, etwas Bestimmtes zu tun – im Augenblick unmittelbar nach einer unvermeidlichen Tat wird man immer erstaunt sein, wie leicht es doch war, wie schnell geschehen und wie wenig letztendlich dazugehörte, die Grenze zu überschreiten. Es war schwierig, ein gigantisches Hindernis, unvorstellbar zu überwinden – bevor es getan war. Sekunden später ist es nur noch banal.

Ich habe den Koffer geöffnet und ausgepackt. Ich kann die Dinge aufzählen, die sich darin befanden, Stück für Stück, nicht mehr als eine Effektenliste: ein Paar weißer Handschuhe aus dünnem Baumwollstoff, vier Bücher (ein großformatiges Hardcover und drei Paperbacks), ein Konvolut mit Zeitungsausschnitten in einem weißen Umschlag im Format DIN A4, das Manuskript einer medizinischen Fallstudie von etwa zweihundert Seiten, ein abgegriffenes und offenbar Jahrzehnte altes Schmuckkästchen aus schwarzem Pappkarton, darin auf einem weinroten Samtkissen ein sma-

ragdgrüner Edel- oder Halbedelstein mit goldfarbenen Einschlüssen in Form von hauchdünnen Fäden, rund, facettiert, der Durchmesser etwa ein Zentimeter. Eingewickelt waren die Bücher und das Schmuckkästchen in drei Kleidungsstücke, Jellabas (ohne Kapuzen) aus eher billigem Mischgewebe, im Farbton, tiefdunkelgrün unter goldfarbenen applizierten Mustern, passend zu dem Edelstein.

Von Erleichterung keine Spur. Ich kann nicht behaupten, dass diese Gegenstände gar nichts mit mir zu tun hätten. Mit dem Edelstein kann ich nichts anfangen; ich habe ihn noch nie gesehen und kann nicht einmal sagen, um was für einen Stein es sich handelt. Zeitungsausschnitte, behaupte ich, habe ich nie gesammelt. Aber was sind meine Behauptungen wert, wenn die Möglichkeit besteht, dass ich mich lediglich nicht mehr erinnere, als wäre ein Teil meines Gedächtnisses schlagartig ausgelöscht worden?

Ich muss ruhig vorgehen, strukturiert. Ich muss ausschließen, dass jemand oder etwas in mein Gedächtnis Lücken gerissen hat, als hätte er (oder es) mit einem Radiergummi in einer Bleistiftzeichnung gewütet und große weiße, leere Stellen hinterlassen, an deren Rändern man höchstens noch vage den früheren Inhalt rekonstruieren könnte, wenn überhaupt.

Nehmen wir einmal das großformatige Buch, eine hebräische Kunstdruck-Ausgabe, gut zehn Jahre alt und offenbar häufig gelesen oder doch zumindest durchblättert. Der Titel «*Mikvaot atikim b'ereetz Yisrael*» (Antike Mikwaot in Israel) prangt über einem Schwarz-Weiß-Foto der Mikwe des Arisal in Sfad.

Ja, ich interessiere mich für historische Mikwaot. Und ich

habe während meines letzten Aufenthalts in Israel einige dieser zum Teil Tausende von Jahren alten Tauchbäder besucht. Das Buch aber kenne ich nicht. Es gehört mir nicht, und ich habe es noch nie gesehen.

Das erste der Taschenbücher, das ich näher untersuche, könnte tatsächlich mir gehören: «*The Picture of Dorian Gray*» von Oscar Wilde. Es ist eine alte Ausgabe von *Penguin Books*, die mir bekannt vorkommt. Sie müsste in zumindest ähnlicher Aufmachung und vergleichbarem Zustand in meiner Bibliothek zu finden sein.

Das wird sich leicht prüfen lassen, denke ich noch, komme aber sofort davon ab, denn auf dem Umschlag des zweiten Taschenbuchs, dessen Titel – «*Maskeraden*» – mir nichts sagt, steht ein Name, der mir allerdings bekannt ist: Jan Wechsler. Das ist der Name, der auch auf dem Adressanhänger steht, mit dem der Koffer hier ankam.

Jan Wechsler bin ich.

Benjamin Steins literarischer Weblog: <http://turmsegler.net>

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2010 | Gesetzt aus der Dante MT bei  
Fotosatz Amann | Druck und Bindung: Pustet, Regensburg | Gedruckt  
auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier | (hergestellt aus chlorfrei  
gebleichtem Zellstoff) | ISBN 978 3 406 59841 8

*[www.beck.de](http://www.beck.de)*